

#### Citation style

Füssel, Marian: Rezension über: Ilya Berkovich, *Motivation in War. The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe*, Cambridge / New York / Port Melbourne / New Delhi / Singapore: Cambridge University Press, 2017, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 46 (2019), 2, S. 390-392, DOI: 10.15463/rec.29359247



#### copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

18. Jahrhunderts vornehmlich in Handabschriften zirkulierenden „Gemeinnachrichten“ zeigt, dass gerade die anachronistisch anmutende Praxis des Abschreibens und gemeinsamen Lesens in der Brüdergemeinde eine zentrale Funktion erfüllte, wurde doch durch die Beschränkung des Lesepublikums ein Gemeinschaftsgefühl gestiftet. So wie nicht jede Missionszeitschrift Öffentlichkeit anstrebte, so waren auch Informationen aus den Missionen nicht nur in Missionszeitschriften zu finden. Darauf weist Alexander Schunkas Beitrag hin, der abschließend den Fokus auf protestantische religiöse Zeitschriften ausweitete und zeigt, dass die Herausgeber dieser Zeitschriften systematisch Informationen und Textteile aus Missionszeitschriften weiterverarbeiteten und dabei auch katholische und pietistische Publikationen berücksichtigten. Dies führte zu einem eigentümlichen Nebeneinander von konfessioneller Polemik und der Präsentation eines entstehenden „globalen Christentums“ (175).

Auch wenn es nicht allen Beiträgen gleichermaßen gelingt, Antworten auf die Leitfrage nach den Verfahren und Technologien bei der Produktion von Wissen aus den Missionsgebieten zu geben, bietet dieser Band doch eine anregende Lektüre mit vielen Möglichkeiten zu Quervergleichen. Die Beiträge zeigen, dass in Missionszeitschriften publizierte Texte oft Produkte hochgradig kollaborativer Prozesse waren. Wie die Autorinnen und Autoren des Bandes betonen, heißt dies zwar nicht, dass diesen Texten ihr Potential als ethnographische Quellen abgesprochen werden sollte, aber Forschende sind gut beraten, bei einer ethnographischen Auswertung die Entstehungsgeschichte von Missionsberichten genau im Auge zu behalten. Und dass Missionszeitschriften auch an sich ein hochinteressanter wissens- und informationsgeschichtlicher Gegenstand sind, zeigt dieser Band sehr deutlich.

Nadine Amsler, Frankfurt a. M.

*Berkovich, Ilya, Motivation in War. The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe, Cambridge / New York 2017, Cambridge University Press, XII u. 280 S. / graph. Darst., £ 22,99.*

Der bekannte Satz Friedrichs II., dass der preußische *gemeine Soldat vor dem Officiere mehr Furcht als vor dem Feind* haben solle, hat in jüngerer Zeit verschiedene Revisionen des traditionellen Bildes vom gemeinen Soldaten im Ancien Régime provoziert. Auch Ilya Berkovich beginnt seine Studie über die Motivation des gemeinen Soldaten damit, dass er dieser markanten Formel widerspricht. Das Buch basiert auf einer Dissertation an der Universität Cambridge und wagt eine grundsätzliche Neubewertung der militärischen Alltagsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Berkovich stützt sich auf die breite Quellengrundlage von 250, meist edierten soldatischen Selbstzeugnissen, deren Berichtszeitraum vom Spanischen Erbfolgekrieg bis zu den Koalitionskriegen reicht. In sechs systematischen Kapiteln werden unterschiedliche Felder der Motivation behandelt, die von Praktiken der Anwerbung über die Desertion bis zum Kampfeinsatz führen.

Einer der argumentativen Hauptgegner Berkovichs ist die militärhistorische Zäsur, die viele Historiker und Historikerinnen im Beginn der Französischen Revolution und in den revolutionären Massenheeren sehen. Wie jeder postulierte Bruch legt auch dieser eine gänzlich anders geartete ‚vormoderne‘ Kultur vor der Innovation nah. So entstand ein Bild des militärischen Alltags im Ancien Régime, dem zufolge vor allem harte Disziplinierung, Drill und Zwang ein militärisches Prekariat beherrscht hätten. Bereits Sascha Möbius hat in einer Pionierstudie auf der Grundlage preußischer Selbstzeugnisse zum Siebenjährigen Krieg gezeigt, dass diese Sicht bei weitem zu kurz greift (vgl. Zeitschrift für Historische Forschung 35 [2008], 728–729). Es handelte sich vielmehr

stets um ein Bündel an Motiven und Anreizen. Hier schließt Berkovich an, systematisiert die Motivationen mit Hilfe der an Soziologie und Psychologie militärischer Kleingruppen geschulten Forschung und erweitert die Quellengrundlage quantitativ, räumlich und zeitlich. Unter „Motivation“ versteht der Verfasser „a set of attitudes and conditions which caused soldiers to perform their duty in peace and war“ (5). Diese Einstellungen werden in einem Strukturmodell (12) in neun Kategorien entlang von drei Zeitschienen und drei Typen von Machteffekten unterteilt: So werden zeitliche Ebenen der Initiierung, der Vertiefung und des Gefechts gesetzt, die flankiert werden von Disziplinierung, Belohnung und Normen, deren „incentives“ wiederum materiell oder immateriell sein konnten. Konkret heißt das beispielweise, Ehre kann als immaterielle Motivation im Kampf wirken oder die Hoffnung auf materielle Belohnung in Form von Beute als Motiv dafür, sich anwerben zu lassen. Dieses Schema ermöglicht es, eine Vielzahl von Figurationen zu erfassen, ohne ein dominantes Motiv zu bevorzugen. Die dazu herangezogenen Selbstzeugnisse erweisen sich selbst für den Kenner als enorme Fundgrube und werden als Quellen im ersten Kapitel methodisch und heuristisch weiterführend problematisiert.

Die folgenden fünf Kapitel folgen nicht der Laufbahn des Soldaten, beginnend bei der Anwerbung, sondern setzen mit dem zentralen Strukturproblem der Desertion ein (55–94). Methodisch kombiniert Berkovich hier qualitative und quantitative Auswertungen; die Analyse von Selbstzeugnissen von Deserteuren wird durch statistische Auswertungen französischer, britischer und österreichischer Daten zur Desertionsfrequenz ergänzt. Das erarbeitete Tableau einer Vielzahl von Motiven zur Desertion ist unmittelbar nachvollziehbar und unterstützt die Dekonstruktion der These von der zwangsbasierten Disziplinierung als deren primärem Auslöser.

Die statistisch gestützte These ist etwas schwieriger nachvollziehbar. Zunächst wird klar argumentiert, dass den Militäradministrationen schlicht die Mittel gefehlt hätten, Deserteure wirksam zu verfolgen. Die Tatsache, dass es also vergleichsweise risikoarm war, zu desertieren, führt Berkovich dann aber zu der Frage, warum ‚nur‘ ein Fünftel einer Armee desertierte und nicht noch mehr (94). Kann aus Nichtdesertion gleich Zustimmung bzw. positive Motivation gefolgert werden? Das dritte Kapitel gibt eine klare Antwort und betont Kompromissfähigkeit, Aushandlungscharakter, Dialog und Reziprozität innerhalb eines dennoch „streng hierarchischen Systems“ von Offizieren und Gemeinen (125–127). Die gemeinen Soldaten sollen so als „handelnde Akteure“ und nicht rein „passive Subjekte“ (127) sichtbar gemacht werden, wie vor allem an diversen devianten Praktiken, Formen von Insubordination oder Meuterei aufgezeigt wird. Die Betonung von Aushandlungsprozessen auch in der hierarchiebasierten Institution des Militärs befindet sich damit im Einklang mit einer gerade in der deutschen Frühneuzeitforschung seit gut 20 Jahren viel diskutierten Neubewertung von Herrschaftsprozessen im Zeichen von Akzeptanzorientierung und Konsens.

Die Motive, sich für den Militärdienst werben zu lassen, sind Gegenstand von Kapitel 4 (128–164). Auch hier ist die Bandbreite an Motiven groß und reicht von Abenteuerlust über materielle Not bis zu Patriotismus. Berkovich ist bemüht, materielle gegenüber normativen Faktoren herunterzuspielen. Dazu werden unter anderem interessante Beobachtungen zu Werbeplakaten gemacht (133–138) und die sich im 18. Jahrhundert vermindern den Chancen auf Beute geschildert. Dass mit dem Soldatenberuf allein nicht viel Geld zu machen war, kann jedoch die Bedeutung materieller Anreize nicht grundsätzlich in Frage stellen. Im Sinne Bourdieus wäre es hier sinnvoller, materielle und symbolische Ökonomien zusammenzudenken und die materielle Dimension nicht vorschnell kleinzureden, zumal auch der Bereich der ideellen Motive recht heterogen bleibt.

Dass symbolische Kapital der Ehre steht dann im Mittelpunkt des folgenden, fünften Kapitels. In ihm interpretiert Berkovich die Ehrgemeinschaft der Soldaten als eine „Gegenkultur“ (187) mit eigenen Regeln und einer strikten Abgrenzung zur Zivilbevölkerung. Am Beispiel der distinktiven Wirkung der Uniformierung, eigener Sprachgewohnheiten und der Kultivierung bestimmter Haltungen wie Großzügigkeit, Tapferkeit und einer spezifischen soldatischen Männlichkeit werden die Formierungsmechanismen einer „corporate identity“ (194) herausgearbeitet. Die soziale Akzeptanz dieser neuen Identität wird zum weiteren Argument gegen die Zwangsthese. Der entscheidende Praxistest der kohäsiven Wirksamkeit der soldatischen Ehre ist die im sechsten Kapitel thematisierte Gefechtspraxis (195–225). Stärker als Patriotismus oder materielle Belohnung habe die für moderne Kriege herausgearbeitete Kleingruppenlogik bereits im 18. Jahrhundert gewirkt. Berkovich übersetzt sie in „Netzwerke von Loyalität und Akzeptanz“, also Beziehungen, die paternalistischen Mustern folgend sowohl zwischen Offizieren und ihren Soldaten existierten als auch auf Augenhöhe untereinander in den soldatischen Zeltgemeinschaften. Die räumliche Nähe der Kleingruppe erlaubte kein individuelles Ausscheren aus den informellen Mechanismen sozialer Kontrolle, welche die formalen Imperative der Disziplinierung komplementierten (224).

Die Studie hat insgesamt das Zeug, zum Standardwerk zu werden, und provoziert mit vielen diskussionswürdigen Thesen und Beobachtungen. In guter angloamerikanischer Tradition verfolgt der Verfasser stets konsequent seine Argumentationslinie, auch wenn diese vielleicht die Kontinuitäten ein wenig überbetont (230 f.). Berkovich ist ein überaus anregendes Werk sowohl für die Militär- wie auch für die allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts gelungen, das bereits viele Leser gefunden hat und dem viele weitere zu wünschen sind.

Marian Füssel, Göttingen

*Stöckl, Alexandra, Der Principalkommissar. Formen und Bedeutung sozio-politischer Repräsentation im Hause Thurn und Taxis (Thurn und Taxis Studien. Neue Folge, 10), Regensburg 2018, Pustet, VII u. 280 S., € 34,95.*

Spätestens mit den Studien von Anton Schindling und Karl Härter zur Früh- bzw. Spätphase des Regensburger Reichstags (1991 resp. 1992) wurde der Immerwährende Reichstag aus seinem Schattendasein herausgehoben. Zudem hat er in den vergangenen etwa zehn Jahren verstärkte Aufmerksamkeit erfahren, wie die Themenausgabe der „Zeitenblicke“ (2012), die Monographie Michael Rohrschneiders zur österreichischen Klientelpolitik (2014) und der von Harriet Rudolph und Astrid von Schlachta anlässlich des 350-jährigen Jubiläums der Eröffnung herausgegebene Sammelband (2015) exemplarisch belegen. Dennoch zählt der Immerwährende Reichstag nicht zu den Modethemen der Frühneuzeitforschung. Dementsprechend unzureichend ist bis heute unser Verständnis von seiner spezifischen Funktionsweise. Die 2018 im Druck erschienene Dissertation Alexandra Stöckls zum Thurn und Taxis'schen Prinzipalkommissariat ist in diesem Kontext zu sehen.

Die Verfasserin wählt eines der zentralen Ämter des Immerwährenden Reichstags als Untersuchungsgegenstand. Mit dem zeitlichen Zuschnitt auf die Amtszeiten der drei aufeinander folgenden Prinzipalkommissare aus dem Hause Thurn und Taxis, Alexander Ferdinand (1743–1745, 1748–1773), Carl Anselm (1773–1797) und Karl Alexander (1797–1806), fokussiert Stöckl auf die in der Forschung besser beschriebene spätere Zeit des Immerwährenden Reichstags. In ihrer Studie möchte die Verfasserin „die Formen, also die konkreten Elemente des Amtsprofils, und die Bedeutung des Amtes“ mittels eines akteurszentrierten kulturgeschichtlichen Zugangs analysieren.